

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 194.

Montag, 18. Juli

1932.

Es spukt im Seehaus

Ein heiterer Roman von Marianne v. Ziegler.

(Nachdruck verboten.)

(11. Fortsetzung.)

Gina, die ihr einseitiges Gespräch mit dem schönen Botho nicht ohne Mühe fortsetzte, sah nun, wie Frau Gaedede sich Martins bemächtigte, der arglos am Bootsteeg stand und sich sein Pfeifchen stopfte. Das entzündete Streichholz beleuchtete sekundenlang sein Gesicht. Begeistert sah es nicht aus, und darum beobachtete seine Gattin ziemlich gelassen, daß er sich neben der zierlichen hellen Gestalt des Gastes langsam in Bewegung setzte und mit ihr in den schmalen umbuschten Uferpfad einbog. Dieses Stück wurde von Kurt und Gutrune für das Schönste in der Umgebung des Seehauses erklärt, und zwar hauptsächlich deshalb, weil man dort vor allen Blicken geborgen war. Gina wunderte sich ein wenig schuldbewußt über sich selbst, daß sie der unternehmenden Frau Gaedede den eigenen Mann so viel ruhiger überließ als vorhin Botho Möbius. Aber schließlich war sie Martins ja sicher, und dann — die Professur! Eine gute Frau mußte eben auch zur rechten Zeit Opfer bringen können.

Sie lehrte daher mit einer energischen Bewegung dem Weidengebüsch den Rücken und dirigierte ihren schweigsamen Gefährten wieder dem Hause zu. Der versiel alsbald in eine etwas lebhaftere Gangart. Auf der beleuchteten Veranda hatte er nämlich Gutrune entdeckt, die, Lampenschimmer über dem blonden Haar, dort den Tisch abräumte. Bei diesem lieben Kinde fühlte er sich immer geborgen. Sie wollte so offenkundig gar nichts von ihm, sprach, wenn überhaupt, dann nur von dem fernen Bräutigam und war dabei höchst angenehm anzuschauen, obwohl sie um den Hals nur ein Kettlein von Glasperlen trug. Er stützte sich mit beiden Armen von außen auf die Brüstung, sah ihr zu und lächelte sie an. Es blieb kein Zweifel, daß sein Interesse erwacht war.

Frau Hollwed fühlte einen kleinen, aber schmerzhaften Stich im Herzen. Was half da ihr ganzes Bemühen? Jugend, glückliche Jugend! Sie brauchte nur zu erscheinen und hatte schon gesiegt. . . Wie weit lag für sie selbst die glückliche Zeit dieser mühelosen Triumphe zurück! Graue Jahre des Alltags, der Sorge, trennten das Heute von jener freundlichen Vergangenheit, an die sie kaum mehr dachte. Ihre frühen Mädchenjahre: bewundernde Blicke grüßten, wo sie erschienen, Herzen flogen ihr zu, ehrgeizige Träume von Bühnenerfolgen lockten in der Ferne . . . und dann war Martin gekommen, ihr Martin, der da drüben im Weidengang steckte — und sie hatte keinen anderen Gedanken mehr gekannt, als an seiner Seite durchs Leben zu gehen, ihm eine aufopfernde Gattin, seinen Kindern eine treue Mutter zu sein.

Ach ja! . . . Leise entfernte sie sich von der hell beleuchteten Veranda. Nur einmal wandte sie verstohlen den Kopf zurück und stellte fest, daß Gutrune und Möbius ganz munter untereinander schwätzten. Dann stahl sie sich allein ins Dunkel des Gartens hinaus.

Schade um die schöne Sommernacht! dachte sie wehmütig; aber alsbald raffte sie sich mit einem energischen

Rud zusammen und schüttelte den Kopf, daß die braunen Locken, in die sich noch kein graues Fädchen mischte, ihr um Augen und Ohren flogen. Wie, auf ihr eigenes Kind eifersüchtig? Das hatte sie mit ihren 37 Jahren gottlob nicht nötig. Und außerdem dachte das Mädel ja an nichts als an ihren Kurt . . .

Auf dem eingeschlagenen Pflerweg fortschreitend, beschloß Frau Hollwed, sich einmal nach Fräulein Feldmeier umzusehen und mit ihr ein freundliches Gespräch zu führen. Aber selbst die Genugtuung dieses guten Werkes blieb ihr versagt. Die graue Bescheidenheit war schon verschwunden; hinter ihrem Fenster schimmerte Licht. Sie ging also bereits zu Bette.

Frau Hollwed, die reichlich müde war und sich überflüssig vorkam, beschloß ein Gleiches zu tun.

Es gab viel lebhaftes Händeschütteln, als Herr und Frau Reichenbach dem Postauto entstiegen und von der an der Straße wartenden Familie Hollwed empfangen worden waren. Alle redeten zu gleicher Zeit, um ja keinen Zweifel an ihrer Herzlichkeit aufkommen zu lassen. Gutrune, die sich in dunkelroter Verlegenheit aufs vortheilhafteste präsentierte, wurde von Schwiegermutter und Schwiegervater zärtlich umarmt, dann schickte sich nach kurzer, aber zufriedenstellender Musterung der letztere an, die gleiche Zeremonie mit Frau Hollwed zu wiederholen. Sein Mariechen versuchte ihn heimlich am Rockschloß zurückzuhalten, aber es war schon zu spät. Außerdem versetzte ihr im gleichen Augenblick der Brautvater einen resoluten Schmah auf die gerunde Wange, und somit entfiel ihr Recht auf Einspruch. Also ließ auch sie den bereitgehaltenen guten Willen überströmen auf alles, was sie im ersten Augenblick zu sehen bekam. Das Seehaus zeigte sich an dem schönen Nachmittag von seiner günstigsten Seite. Für Menschen, die nicht nur aus Maleraugen sahen, hatte es ja seine kleinen Mängel in Gestalt von abbröckelndem Verputz, durchlöchernten Dachrinnen, schlecht schließenden Fenstern und Türen — aber wer hätte jezt darauf geachtet, wo ein leichter östlicher Wind den blauen Seespiegel kräuselte und Wiesen und Felder liebkoste, während über dem ansteigenden Wald gegen Mittag die Felswände wie gläserne Schlösser in den Himmel ragten? Die Gäste sparten nicht mit Ausruhen des Entzückens über die ihnen noch unbekannte Gebirgslandschaft und sogar über die beiden Mansardenzimmer, die in der Tat mit großem Geschick eingerichtet waren und einen sehr freundlichen und wohnlichen Eindruck machten. „Reizend, ganz reizend!“ lobte Frau Mariechen und sank, da sie von den zwei Treppen etwas außer Puste war, auf das ätzende Sofa. Angstlich beobachteten die Gastgeber den Vorgang, aber es lief alles gut ab, nur daß unter der buntbedruckten Decke, die sich verschob, der stark verwitterte Urzustand des Möbels offenbar wurde. Gutrune war schon, hilfsbereit wie immer, darangegangen, hinter dem Vorhang, der die Ecke zum Kleiderschrank wandelte, Jaden und Mäntel aufzuhängen. Martin stellte, von Ginas stummen, aber

Beredten Blicken begleitet, die beiden Handkoffer auf die haltbarsten Stühle.

"Ich hoffe, Ihr seid gut gereist," erkundigte sich Frau Hollwed, zum ersten Male das eben verabredete Du anwendend.

"Vorzüglich, vorzüglich!" antwortete in bester Laune Vater Reichenbach, ein frisch aussehender angehender Fünfziger, von dem Kurt die stattliche Gestalt geerbt haben mochte.

"Ein bißchen heiß und eng, besonders im Postwagen!" fügte seufzend Frau Mariechen bei. "Und dann hätten wir noch beinahe einen Unfall gehabt; ich bin so erschrocken."

Teilnehmend erkundigte man sich. Ein jugendlicher Radfahrer, vom Postwagen eingeholt, hatte sich die Frechheit geleistet und war, statt auszuweichen, einfach im Zickzack vor demselben hergefahren, nicht ohne den schimpfenden Führer durch allerhand unverschämte Zurufe und Grimassen zu verhöhnen. Schließlich war dieser bei einem Versuch, ihn dennoch zu überholen, mit dem Hinterrad in den Straßengraben geraten, der Wagen hatte sich bedrohlich geneigt, ein gefüllter Kuckuck war aus dem Gepäckzeug einem Fahrgast auf den Kopf gefallen, alles war in Aufregung geraten, der freche Junge aber auf seinem Fahrrad hatte lehrteigemacht und war mit lang herausgestreckter Zunge an dem verblüfften Chauffeur vorbei und seine Straße zurückgefahren. "Ja, diese Bauernlummel!" sagte Hollwed entschuldigend.

"Es war kein Bauernjunge, er trug eine Art Pfadfinderkleidung," stellte Reichenbach fest. "Jedenfalls ein enorm frecher Rader, der mit seinem Rad umgehen kann wie ein Zirkuskünstler. Aber Prügel hätten ihm gehört dafür, daß er die Straße so gefährdete. Na, egal, meiner ist's ja nicht."

"Wenn Ihr es euch bequem gemacht habt, so kommt bitte nach unten zum Tee. Ihr werdet hungrig und durstig sein," forderte nun Gina die Gäste auf und zog sich dann mit Mann und Tochter zurück, da alle weitere Hilfe dankend abgelehnt wurde.

Als die Türe sich hinter ihnen geschlossen, richtete die rundliche kleine Frau Reichenbach ein paar angstvolle hellblaue Augen auf ihren Eheherrn. "Nun, Konrad, was sagst du?"

Der tauchte eben mit dem Kopf wieder aus der Waschküchle auf und stöhnte vor Behagen über die Abkühlung. "Was ich sage? Nichts. Es ist ja alles in Ordnung, soviel ich sehen kann. Diese Hollweds scheinen mir recht angenehme Leute zu sein, und das Mäd'el, Kurt hat nicht übertrieben, ist wirklich reizend."

"Gott sei Dank," seufzte Mariechen. "Ich hatte solche Angst. Eine Künstlerwerkstatt — wie soll das zu uns passen?"

Herr Reichenbach schickte sich mit ergebener Miene an, die beruhigenden Worte, die hier nötig waren, zum hundertsten Male zu wiederholen: "Du darfst dir das nicht so schlimm denken, Mariechen. Erstens sind die Eltern beide von sehr gutem, Kurt behauptet sogar, von vornehmer Herkunft. Und dann sind Künstler überhaupt oft ganz angenehme Leute. Wir dürfen nicht nur nach unseren ländlichen Verhältnissen urteilen. Wenn ich mich zum Beispiel an meine Universitätsjahre in München erinnere..."

Das Argument erwies sich als nicht sehr glücklich. Denn in Frau Mariechen Augen bedeutete diese Zeitspanne eine Reihe von dunklen Punkten im Vorleben ihres Konrads, über die sie zwar pflichtgemäß als liebende und ergebene Gattin hinwegzusehen bereit war, von denen sie jedoch ihrerseits verlangen durfte, daß sie überwunden und begraben blieben. An dem leidenden Zug, der sich um ihren Mund ausprägte, erkannte Herr Reichenbach alsbald seinen Fehlgriß und versuchte abzulenken. "Die Hauptsache bleibt doch das Mädchen selbst und das Glück unseres Jungen. Und um uns zu überzeugen, ob er das wirklich mit ihr finden kann, sind wir ja hier."

Das war unleugbar vernünftig gesprochen. Frau Mariechen beschloß aufzupassen wie ein Schießhund und der Familie, unter deren Dach sie saß, in all ihrem Tun und Lassen ganz genau auf die Finger zu sehen. Wehe, wenn sie was Verdächtigtes bemerkte. Ihrem Konrad

aber versprach sie mit feuchtem Blick, Mut zu fassen und ein freundliches Gesicht zu machen.

Frau Gina war die Treppe hinabgestiegen und beschloß, ihrer treuen Dienerin einen kleinen Aufmunterungsbesuch abzustatten: sie wollte ihr noch einmal eindringlich zu Gemüte führen, daß jetzt der Augenblick gekommen war, zu zeigen, was man vermochte. "Na, Zenzi," begann sie, auf einem Küchenstuhl Platz nehmend. "Also nun wird's Ernst. Jetzt müssen wir zwei uns ordentlich anstrengen, damit es den Herrschaften Reichenbach bei uns gefällt. Sie wissen schon, die Liebe und die Freundschaft gehen durch den Magen."

Die dicke Zenzi, die den Gästen zu Ehren in einem frischen Waschkleid und sauberer Schürze einen freundlichen und appetitlichen Eindruck machte, legte ihr Gesicht in ernste Falten. "Mit dem Essen wer'n mir's schon treffen, gnä Frau. Ich bin gwis net schuld, wenn die Herrschaften am End net dableiben mögen."

"Reden Sie keinen Unsinn, Zenzi. Was soll ihnen denn sonst den Aufenthalt hier verleiden?"

Zenzi trat einen Schritt näher heran, legte beide Hände rechts und links an den Mund, damit kein unbesugter Lauscher ihre Worte vernehmen sollte, und sprach in heiserem Flüsterton: "Spulen tut's im Seehaus!"

"Aber Zenzi! Aber ich habe Sie immer für eine vernünftige Person gehalten..."

"Gnä Frau, das ist ganz gwis wahr. Fragen's nur das Fannerl, die hat's auch gesehen, gestern bei der Nacht, wie wir mit dem Herrn Schot'lad noch ein bißerl Schifferl gefahren sind. 's ganze Haus war stockdunkel, auf einmal ist auf der Seiten ein Licht angangen, das zu keinem Zimmer ghört. Es kann nur das kleine Fenster von dem zugesperrten Kammerl gewesen sein. Und affurat vorher hat's in Bichelberg drüben zwölf geschlagen."

Frau Gina sandte einen ungeduldigen Blick zum Himmel empor. Dieses romantische Köchinngemüt! Nicht umsonst lagen in allen Küchenschubladen Traumbücher, Sternkarten und ähnlicher Hokuspotus. Nun sah Zenzi natürlich Gespenster. Je eher, je besser mußte man sie ihr austreden. Also hub sie lieblich und eindringlich an: "Solche Dinge gibt es gar nicht, Zenzi, das sollten Sie doch wissen. Das Auge ist so leicht zu täuschen, besonders in der Nacht. Es wird der Mond gewesen sein, der sich in einer Fensterscheibe spiegelt. Oder es war eben doch eines der bewohnten Zimmer. Sie sind doch zu geistlich, um solchen Unsinn zu glauben und weiterzuerzählen..."

"Jawohl," sagte Zenzi der guten Form halber; aber es war ihr deutlich anzusehen, daß sie nicht weniger als überzeugt war. Frau Hollwed kannte die Beharrlichkeit ihres Geistes, sah ein, daß für den Augenblick nichts mehr zu machen war und wandte sich zum Gehen. Sie hatte jetzt nicht die Zeit, noch näher auf das dumme Gerede einzugehen, an dem ja doch nichts war. Draußen wartete Guttrune, die inzwischen den Teetisch mit besonderer Liebe gedeckt hatte, auf ihr Urteil. Sie überprüfte flüchtig alles, änderte da und dort eine Kleinigkeit und wandte sich dann Martin zu, der behaglich rauchend die Beine von sich streckte. "Nun, was sagst du?"

"Jawohl, sehr hübsch, wie immer," antwortete er prompt, denn er glaubte, daß man seinen Beifall erwartete. (Fortsetzung folgt.)

Erinnerung.

Von Franz Eingia.

Wie manchmal schwebt dein Angesicht
Aus einer Ferne, schön und rein.
Hüllt mich so zauberfelig ein.

Dann bin ich immer ganz erfüllt
Von einer Liebe inniglich.
Die mir ein Wunder neu enthüllt,
Das lieblich mir geschah durch dich.

So schenkst du über Raum und Zeit
Von einem Glück den schönsten Klang,
Der mich begleitet nah und weit
Und mich durchströmt mit holdem Sang.

Der Gerechte erbarmt sich auch seines Viehes.

Von D. Feufner.

Fast unhörbar schleicht der Forstmann Scharf, gefolgt von seinem getreuen Kurzhaar Tell, durch den Wald. Als beide an einer Kluft entlangpürschen, die mit einer Anzahl starker Birken eingefäumt ist, fällt plötzlich ein Schuß, und mit einem Beheerz bricht der Jäger zusammen. Doch hat er noch soviel Kraft und auch Geistesgegenwart, sich hinter einen der weißen Stämme zu wälzen, um einigermaßen gedeckt zu sein. War das nun eine schlecht gezielte Mordkugel, oder sollte sie nur einen Dentsattel darstellen; denn das Mordlingsgeschloß ist nicht ins eigentliche Leben gedrungen, sondern hat den linken Schenkel durchbohrt. Im ersten Falle würde der unsichtbare Angreifer wahrscheinlich sein Mordwerk zu vollenden suchen, wobei er sich zeigen mußte. Der Verwundete macht deshalb seinen Drilling schußfertig, um sein Leben zu verteidigen. Doch nichts rührt sich in der weiten Ebene. Start beunruhigt rast der Hund einigemal im Kreise herum, bis ihn sein Herr zu sich ruft und ihn in die Daunlage zwingt; denn die nächste Kugel gilt sonst vielleicht Tell, den er fast ebenso liebt wie sein Leben.

Eine Viertelstunde verstreicht, und mit ihr rinnen die kostbaren Lebensäfte aus dem Schußkanal über den festgefrorenen Waldboden. Der Förster fühlt, daß er schwächer und schwächer wird, und sich die Fittiche der Ohnmacht über ihn breiten. Die Waffe entfällt seinen Händen, und langsam sinkt er auf die Seite. Doch bevor er das Bewußtsein völlig verliert, murmelt er mit ersterbender Stimme: „Tell, mein — guter — Tell ... heim ... Frauchen ... Hilfe ...“ Der Hund schnellt hoch und bewindelt rutewedelnd seinen nun regungslos daliegenden Herrn. Das unvernünftige Tier begriff ja nichts von dem, was soeben geschehen ist, ahnt aber instinktiv, daß etwas nicht stimmt. So setzt es sich denn auf die Keulen, hebt den Kopf, streckt den Gang weit vor und beginnt ein Klagegeheul, das weithin durch den Forst hallt. Doch niemand vernimmt das „Hilferufen“ des treuen Hundes. Der kurze Winternachmittag muß bald der Nacht weichen, und noch immer heult Tell mit kurzen Pausen sein „Hilfe“, „Hilfe!“ Endlich wird er still, beschnuppert seinen Herrn noch einmal von allen Seiten, beleckt ihm die Hände, das Gesicht, wie zum Abschied, und galoppiert dann davon der Försterei zu. Hier gibt er laut Hals. Im nächsten Augenblick wird die Haustür aufgerissen, und eine Frauenstimme ruft in freudigem Tonfall: „Na, kommt ihr endlich?“ Doch als Tell allein in der Flur schießt und ungestüm an seiner Herrin hochspringt, faßt die würgende Faust, Schlimmes ahnend, nach der Kehle der Frau, die laut aufschreit: „Allmächtiger Gott, was ist geschehen! Tell, wo hast du den Herrn gelassen?“ Der Hund gleitet von ihr ab, duckt sich vorn nieder, jault laut, springt wieder hoch und wiederholt dies Gebahren solange, bis die Försterin begreift, daß der Hund sie ruft. Schreck und Angst gewaltsam bezwingend, beschließt sie dem Knecht, die Pferde vor den Bretterwagen zu spannen, polstert ihn mit Stroh und Decken aus, und fährt in die Nacht hinaus. Tell spielt den unbeirrbarsten Führer und geleitet die Rettungskolonie auf dem kürzesten Wege zu seinem verwundeten Herrn. — Trotz der starken Kälte, die den Kranken besonders gefährdete, kommt die Hilfe doch noch nicht zu spät: Der Förster wird gerettet, gerettet durch seinen treuen Hund. „Mein lieber, guter Tell, sagst er später gerührt, dir verdanke ich mein Leben ... Nie und nimmer werde ich diese Tat vergessen ...“

Der Winter vergeht, der Frühling kommt ins Land, das Rehwild zieht sein rotes Sommerkleid an, und über den Wäldern klappt der Schirm des Schongesetzes zusammen; sie sind der Kugel des Jägers freigegeben. Förster Scharf hat von einem reichen Gönner und Waldbesitzer, dem er wiederholt gefällig gewesen, die Erlaubnis erhalten, in dessen Revier einige gute Bäche zu erlegen. Mitte Juli tritt er, in Begleitung seines Tell, die Jagdreise an. Da er nicht gern im Gasthause wohnt, sucht er sich in einer kleinen, ärmlichen Kolonie, die unmittelbar am Walde liegt, und deren Gebäude durchweg noch mit Stroh gedeckt sind, ein Quartier. Das Zimmerchen ist aus Backsteinen in den Boden eingebaut. Hier haust der Jäger mit seinem Hunde nun schon einige Tage und fühlt sich außerordentlich wohl. An einem Abend hat sich Tell in die linke Pfote einen Dorn eingetreten, was eine kleine Lähmung zur Folge hat. Scharf beschließt deshalb, den Hund zum nächsten Frühlingsgang nicht mitzunehmen. „Tell muß heute mal zu Hause bleiben“, redet er das Tier mit weicher Stimme an. „Wenn ich dich brauchen sollte, hole ich dich, mein Hundele, also hübsch artig hinlegen, Herrchen bleibt nicht lange.“ Tell ist aber gar nicht einverstanden. Rutewedelnd und miesend bettelt er um die Mit-

nahme. Doch der Herr bleibt hart und befehlt energisch: „Hinlegen!“ Tieftraurig gehorcht Tell und nimmt auf einer kleinen Strohmatten Plaz. — Es ist noch Nacht, als Scharf ins Freie tritt. „Na, nu“, sagt er, ein wenig enttäuscht, „es donnert ja ... Morgengewitter ... Aber ganz gleich, ein Jäger geht nicht zurück ...“ Und langsam verschwindet er im dunklen Walde. Viel schneller als die Morgendämmerung ist das Gewitter da. Blitze zucken, Donner krachen, Stürme erwachen und singen eine schauerliche Ode in den Kronen der hohen Bäume. „Es wird ungemütlich“, sagt der einsame Jäger und bleibt unschlüssig stehen. „Da möchte man doch lieber umkehren. In demselben Augenblick fährt eine besonders grelle Feuerzunge vor ihm nieder, und ein salbenderartiger Donnerschlag gellt auf. Scheu blickt der Mann um sich, denn er glaubt nicht anders, als daß in seiner unmittelbaren Nähe ein Baum zur brennenden Fackel geworden sein müsse. Doch nirgends sieht er Rauch oder Feuer. Da erfährt ihn eine unerklärliche Angst, und in beschleunigtem Tempo tritt er den Rückweg an, um aus dem ihm jetzt unheimlichen Walde zu kommen. Er läuft, rennt, jagt ... was hegt ihn eigentlich so furchtbar? Bald hat er die Fisiere erreicht. Und nun sieht er — der Anblick macht seinen Herzschlag stoden — daß es auf der Kolonie brennt, ja mehr noch, er erkennt in dem Gebäude das Haus, in dem er wohnt. „Um Gottes willen Tell!“ schreit er förmlich auf, „mein Hund wird verbrennen!“ Wie von Furien gepeicht, hegt er dahin und in wenigen Minuten ist er an der Brandstätte angelangt, wo die wenigen Menschen der Kolonie zu retten suchen, was zu retten ist. „Ach, der Herr Förster will auch helfen“, sagt ein Mann anerkennend. „Aber's is nix mehr zu machen. Die Menschen sind, Gott sei gedankt, alle gerettet. Nu mag die ahle Bude abbrennen ... die ahnere Gebäude sind ja net gefährdet.“ „Mein Hund ist noch oben im Zimmer!“ hört der Förster leuchtend hervor, „er muß auf alle Fälle gerettet werden.“ — „Oh ah Hund ... war ward denn um ah Hund sei Labe drosehe“, sagt der Mann verständnislos.

In fliegender Hast entleibt sich Scharf seiner Jagdausrüstung, schaut lachend um sich, erblickt ein Bettlaken, ergreift es und taucht in einen gefüllten Wassereimer. Dann hüllt er sich hinein und will in das brennende Gebäude stürzen. Aber die Männer suchen ihn daran zu hindern. „Das ist ja Wahnsinn! Sie müsse ja verbrennen! Lassen Sie da Hund doch ...!“ schreit es durcheinander. Doch der Förster hört nicht, reißt sich los, stürzt in den Brandherd, die brennende Treppe hinauf, stößt die Kammertür auf und schreit: „Tell!“ Mit einem Freudengeheul wirft sich der zu Tode geängstigte Hund seinem Herrn förmlich in die Arme. In demselben Augenblick trachte die Treppe zusammen, und nur eine Eisenstange markiert ihr früheres Vorhandensein. Scharf, der einer Dampfzuleitung gleicht, öffnet das kleine Fenster und ruft: „Eine Leiter!“ — Eine Ernteleiter wird vom Wagen gerissen und angestellt. Aber noch jeht sucht das wütende Element seine Beute festzuhalten; denn gierig leckt es an den Sprossen, um ihre Benützung unmöglich zu machen. Seht prasseln einige Dachsparren zusammen, und wäre das kleine Zimmer nicht wie eine feuerfeste Kasette in das lohnende Flammenmeer eingebaut gewesen, die heldenmütige Rettung hätte sich nicht bewerkstelligen lassen. — Der Förster zwingt mit vieler Mühe seinen Körper durch das Fenster, nimmt dann, auf der Leiter stehend, Tell auf die linke Schulter und gleitet mit ihm hinunter. Tausend wälzt sich der Hund am Boden, um die brennenden Schmerzen zu lindern, dann springt er vor Freude niesend an seinem Herrn empor, als wolle er ihm seine Dankbarkeit bezeugen. Dem Förster sind zwar Haar und Bart versengt, auch hat er überall Brandwunden davongetragen, die sein Leben aber nicht gefährden. Mensch und Tier gerettet. — Staunend stehen die biedereren Landbewohner vor dem rührenden Bilde, das der Förster und sein Hund bieten, und ein Mann sagt: „Aber um ah Hund sowas zu wage, doas is doch allerhoand.“ „Der Gerechte erbarmt sich auch seines Viehes, steht schon im alten Testament“, entgegnet Scharf und liebtst sein mit eigener Lebensgefahr gerettetes Tier.

Eine Theaterfriseur erzählt ...

Von Eva Leidmann.

„Zweihunddreißig Jahre bin ich nun beim Theater als Friseur. Eigentlich wollte ich Schauspielerin werden; aber mein Vater war Postbeamter und hat es nicht erlaubt. „Schlag dir nur den verräthen Kram aus deinem Kopf“, hat er gesagt, „du bist anständiger Leute Kind!“

Zum Theater wollte ich auf alle Fälle und deshalb lernte ich Friseur. Mein Meister hat mich schon im zweiten Lehrjahr selbstständig frisieren lassen. Je komplizierter die Frisuren waren, desto mehr Freude hatte ich an der Arbeit. Sie haben ja keine

Friseur, was da alles gemacht wurde mit Einfagen und touppieren und freppen. So eine Theaterfrisur mußte nicht nur schön sein, sie mußte auch den wildesten Liebeskrazen standhalten. Auch Haararbeiten habe ich gelernt, was für die damalige Zeit etwas Besonderes war, da nur männliche Kollegen Haararbeiten konnten. Seit der Absenzeit 1912/14 haben die eigentlichen Frisuren am Theater aufgehört. Da kam der Bubistopf in Mode und begreiflicherweise hatten wir vom Theater ihn zuerst. Die eine oder die andere Künstlerin konnte sich nicht so leicht von ihrem Pops trennen und ich frisierte dann „imitierten Bubi“. Ondulieren habe ich erst gelernt, als ich schon Theaterfriseur war. Man mußte neuzeitlich sein. Aber mit der Ondulation war eigentlich schon eine bestimmte Frisur festgelegt. Immer mehr handelte es sich jetzt nur noch um „Wellen nachziehen“. Dann kam auch noch das „glatte Haar“ in Mode — und schließlich dominierten und dominierten die Dauerwellen. Wenn da die Damen in die Garderobe kommen, heißt es nur: „Luischen, nur mal durchkämmen!“ — Auf diese Weise ist die Theaterfriseur so ziemlich überflüssig geworden. „Ein altes Requisit“.

„Wie lange sind Sie an diesem Theater, Frau Luise?“

„Da muß ich mal nachrechnen. — Ich habe in meinem ganzen Leben nur drei Stellungen gehabt. Zwei Jahre Lehrzeit, eins hat mir mein Meister geschenkt, dann zwanzig Jahre am Theater und jetzt werden es dreizehn Jahre, daß ich hier bin. — Die nächste Saison bin ich zwar noch engagiert; aber eigentlich als Ankleiderin — und nicht mehr als Friseur.“

„Das mögen Sie wohl nicht so gern?“

„O, doch! Man muß froh sein, wenn man überhaupt nicht ganz raus kommt. Und wissen Sie, mein Beruf macht ja keinen Spaß mehr. Da sitzt ja kein „Drum und Dran“ mehr dahinter. Kurze Haare sind sicher praktischer als lange; aber mir waren die langen lieber. — Da hat man mit den Künstlern ganz anders gestanden, weil man einfach mehr mit ihnen zu tun hatte. Das ganze Verhältnis war intimer. Glauben Sie, meine Damen hätten mich früher einfach so sachlich gesagt? — Das hieß nur: „Luischen, mach mich recht schön heute. Von dir hängt es ab, ob ich in der Rolle gut bin, Luischen!“ — Ach nee, der Beruf ist überlebt, ich seh' es ein.“

„Die heutigen Künstlerinnen sind sicherlich viel ruhiger, ich meine, nicht mehr so aufgeregt wie früher!“

„Keine Spur. Aufgeregt sind sie alle. Und auch gleich wieder gut. Nein, darin hat sich nichts geändert. Aber das ganze Theaterleben ist nicht mehr romantisch. Das ist es. Blumen sind eine Seltenheit geworden. Von Bonbonnieren gar nicht mehr zu reden und von Schmuck und Diamanten — das kommt mir wie ein Traum vor. Und doch war das alles einmal. — Was habe ich da manchmal mit heimgeschleppt! — Nee, es ist keine Verehrung mehr für die Künstler da und auch kein Geld. Ich war die Vertraute mancher großen Berühmtheit. Jetzt gibt es keine Geheimnisse mehr. Auch Berufsgeheimnisse gibt es nicht mehr. Die Damen sprechen heute über Haarfarben, Filmzähne und Wästenhalter wie über Essen. Und so ist es mit allen Dingen.“

„Haben Sie sich die Stücke immer angesehen, in denen Sie zu tun hatten?“

„Meistens. Von der Kulisse aus natürlich. Früher, als die Frisuren noch Frisuren waren, habe ich bei der Premiere nichts vom Spiel gesehen. Aus Angst um mein Kunstwerk. Manche Schauspieler waren so wild! Da habe ich immer vor dem Auftritt gewarnt: „Denken Sie an Ihren Kopf!“ — Meine Damen haben viel Wert auf meine Kritik gelegt. Auch heute noch werde ich von den jungen gefragt. — Einmal habe ich aber doch auch selbst Theater gespielt. In „Strom“ von Halbe. Die Darstellerin des Dienstmädchens erkrankte direkt vor ihrem Austritt. Der Regisseur kannte wie verzweifelt herum. Niemand war da. — Da sagte ich, daß ich mich getrauen würde, die Rolle zu übernehmen. Wir rissen der Schauspielerin Kleid und Schürze herunter, — und schon mußte ich auf die Bühne.“

„Waren Sie gut? — Das ist gar keine leichte Rolle. Das Mädchen hat doch so entsetzlich Angst!“

„Ich soll gut gewesen sein. Alle sagten es. Und der Regisseur meinte, ich sollte Chargen spielen. — Aber ich mochte nicht mehr anfangen. Der Beruf ist zu ernst. — Mein Mann hat damals drei Wochen kein Wort mit mir gesprochen. — Vor zwanzig Jahren ist es gewesen.“

„Ihr Mann hatte nichts mit dem Theater zu tun?“

„Nein. Er war auch Postbeamter. Seit dem Krieg ist er verschollen. — Ich hätte, als er noch lebte, nicht zu arbeiten brauchen. Aber ohne meine Künstler konnte ich nicht auskommen. Du bist schon gerade so nützlich wie deine Schauspieler“, sagte Albert oft. Wahrscheinlich hatte er recht. Aber er hat doch gefühlt, was Theater für mich bedeutete. Theaterlust und Theaterblut, — das gibt es. — Solange ich lebe, bleibe ich dem Theater treu. Ob es mir treu bleibt, bei den Zeiten, ist eine andere Sache.“

Federmann auf Helgoland.

Von Hans Niebau-Begegnung.

Federmann ist auf Helgoland angekommen. Geht, als er vom Dampfer kommt, aufs Geratewohl in irgendein Haus.

„Haben Sie ein Zimmer frei?“ fragt er.

„Jawohl“, sagt die Wirtin. Führt ihn nach oben. Da war ein kleines Zimmer.

Federmann setzt sich auf das Sofa. „Es ist steinhart“, sagt er. „Und unter Steppdecken kann ich aber nicht schlafen. Und überhaupt ist es hier sehr dunkel.“

„Ja“, zuckt die Wirtin die Achsel, „das Hinterhaus versperrt das Licht. Als es noch nicht da war, hatten wir den schönsten Blick aufs Meer.“

„Schade“, sagt Federmann. Aber weil er keine Lust hatte weiter zu suchen, nimmt er das Zimmer. Dann geht er zum Abendessen.

Als er wieder zurück kommt, war da statt des harten Sofas ein weiches Chaiselongue. Und auf dem Bett türmt sich ein Gebirge von Federbetten.

„Sieh mal an“, denkt er, „die Leute haben sich angestrengt.“ Dann geht er zu Bett, kann nicht schlafen, nimmt Veronal.

Am nächsten Morgen scheint die Sonne ins Fenster. Federmann zieht sich an. Klopft die Wirtin an die Tür.

„Na“, meint sie, „was sagen Sie nun?“

„Die Betten sind gut“, erkennt Federmann an. „Und daß Sie das Sofa weg getan haben, ist sehr nett.“

„Ja, aber —“ staunt die Wirtin und zeigt nach dem Fenster, „haben Sie denn nichts gemerkt?“

Federmann dreht sich um und erstarrt: Die schönste Aussicht auf das Meer —

Und die Wirtin fährt fort: „Das Hinterhaus ist doch in der Nacht abgebrannt —“

„Oh“, sagt Federmann und wird ganz verlegen, „oh, das war aber wirklich nicht nötig.“ —

Welt u. Wissen

Neue Skelettfunde im Hause des Menander. Bei den neuen Grabungen in Pompeji erregten die Skelettfunde im Hause des Menander besonderes Aufsehen, weil sie das anschaulichste Bild von der furchtbaren Katastrophe boten, die die blühende Stadt vor mehr als 1800 Jahren unter den Lava- und Aschenmassen des Vesuv begrub. Nun sind in dieser prachtvollen Villa neue nicht minder sensationelle Entdeckungen gemacht worden. Man fand in der Nähe jenes unterirdischen Raumes, in dem vor 18 Monaten der kostbare Schatz reichgeschmückten Silbergeschirrs geborgen worden war, in einem bisher noch nicht beachteten ebenfalls unterirdischen Gang die Skelette zweier Sklaven. Der eine der hier vom Tode Ereikten, hielt mit den Knochenarmen noch einen Lederbeutel gegen die fleischlosen Rippen gepreßt, in dem sich goldene, silberne und bronzene Geldmünzen befanden. Daß es sich bei dieser Leiche um einen Sklaven handelte, geht aus Teilen der Kleidung hervor, die noch an ihm gefunden wurden. Der Beutel selbst zerfiel allerdings, mit alleiniger Ausnahme des den Verschluss bildenden Ringes, vollständig, als er der Luft ausgesetzt wurde. Er enthielt etwa 100 Geldmünzen, 2 davon Goldstücke, die aus der Regierungszeit der Kaiser Vespasian und Nero stammten, 72 Silbermünzen, ebenso wie die Goldstücke vortrefflich erhalten, und die übrigen aus Bronze. In demselben unterirdischen Gang fand man noch ein anderes Skelett, das eines Jünglings, der vielleicht als Gärtner im Hause angestellt war, denn rings um ihn lagen Gartenwerkzeuge, wie Gartenmesser, Pfropfmesser, Pflanzenstecher usw., alles in vortrefflicher Erhaltung. Auch eine schön gearbeitete Bronzefigur mit einer Frauengestalt in Basrelief wurde geborgen. Andere Bronzegegenstände, die bei dieser Leiche herumlagen, waren verschiedene Schalen, ein Kasten mit Nägeln, Küchengeräte, ein zerbrochenes Schloß usw. Auch eine große Schatztruhe wurde gefunden, auf deren Dedel einige kostbare Steine verstreut waren. Ob diese beiden Männer vom Tode ereicht wurden, als sie versuchten, ihre eigenen Besitztümer zu retten, oder ob sie in der allgemeinen Verwirrung Schätze ihres Herrn rauben wollten, das ist ein Geheimnis, das nach fast 2000 Jahren schwer zu lösen sein wird. Jedenfalls lassen diese Funde in dem unterirdischen Gang die Hoffnung zu, daß bei weiterer gründlicher Nachforschung noch andere wichtige Entdeckungen gemacht werden.